Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 38 **Bremen-Berlin, den 16. September.** **1905**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Vom kleinen und großen Mitleid. III. Von W. Sg. — Ein Prediger der Gegenwart. Von P. Kirmß. — Religion und Weltanschauung. Von Karl Röttger. — Dem Andenken Zwingli Wirths, alt Oberstihelfers am Münster zu Basel. Von Pfr. M. Luschka. — Friedrich Kiel. Von Carl Schaeffer. — Die Münchener IX. internationale Kunstausstellung, besonders in ihrer religiösen Bedeutung. II. Von Lic. Kühner. — Das Positive in D. Fischers Vortrag. Von Dietrich Graue. — Zur Friedhofsfrage. Von Dr. Karl Kautzsch. — Vom Büchertisch.

Vom kleinen und großen Mitleid.

(Antinomien und Disharmonien III.)

Wo einer ein Herz voll Liebe im Leibe hat, da geht es ihm zu Herzen, wenn er einen sieht in bitterer Armut oder schmerzvoller Krankheit, und das mitleidige Herz ruht nicht, bis es irgendwie Hülfe oder Linderung geschaffen hat. Und wo die Liebe ein Kind am gefahrvollen Abgrund stehen sieht, da springt sie zu, denn sie will nicht nur in vorhandener Not helfen, sondern auch vor drohender Not bewahren. Liebe ist mild und mitleidig, ist sanft und gütig.

Aber nun erleben wir, wie Gott uns Menschen durchaus nicht immer von dem gefahrvollen Schritte zurückreißt, daß er uns lange, lange in Armut und Krankheit schmachten läßt, ohne zu helfen. Ist es nicht lieblos von ihm? Wie verträgt es sich mit Gottes Liebe?

Der Glaube weiß es: All das Unglück, das er uns schickt, schickt er nur deshalb, weil es für uns nötig ist. Und wir lernen daraus, was Liebe ist und wie Liebe handelt, handeln muß.

Sieh hinein in irgend ein Haus und beobachte Vater und Kind! Der Vater schlägt sein Kind. Warum? Weil er es nicht leiden kann? Nein, wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es. Ja, Liebe muß auch hart sein können. — Vor dein Haus kommt ein Bettler und bittet um eine Gabe; der arme Mensch tut dir leid, und doch merkst du es: er ist arbeitsscheu, und je mehr man ihm hilft, umso länger sucht er ohne Arbeit sich durchzuschlagen; je eher die Hülfe mitleidiger Menschen aufhört, umso eher wird der verlorene Sohn an die Umkehr denken.

So geht es durch alle Verhältnisse: Aus Liebe dürfen wir nicht dem ersten Mitleid folgen, sondern müssen hart sein können. Gewiß, Jesus war so mild und sanft, so voller Erbarmen; und doch — dem Kirchenlied zum Trotz sei es gesagt — sein Mund floß nicht zu jeder Zeit von süßem Sanftmutsöle, er konnte hart, furchtbar hart gegen die Pharisäer sein. Christliche Liebe ist nicht wehleidig und mitleidig gegen jeden Schmerz, sie sucht nicht jede Träne zu beseitigen und zu verhüten, sie ist nicht Gefühlsduselei; nein, sie ist ernst, herb und streng, weil sie über das Erste und Nächste hinaussieht auf den Erfolg, der hinterher kommt, und auf das große Allgemeine, das über dem Einzelnen liegt.

Hört, was einer mir erzählte! Der Kassenarzt in seinem Orte verstand sich schlecht auf seine Wissenschaft und leichtsinnig war er auch; da habe er sich gefragt: Darf ich ruhig zusehen, wie dieser mehr verdirbt als hilft? Und schließlich sei er hingegangen und habe den Mann um sein Amt gebracht und damit um sein Brot. Und nun konnte er es nicht mitansehen, wie jener mit den Seinen im Elend saß. Aus Liebe hatte er gehandelt, und man hatte ihm die Liebe als das Beste in der Welt, als das Schönste im Leben vorgemalt, und er hatte dem Bibelwort getraut, daß er selig sein werde in solchem Tun, — nun fühlte er sich unglücklich wie Orest. Und doch, er würde morgen wieder dasselbe tun, denn recht hat er getan:

Christliche Liebe muß hart sein können.

W. Sg.

Ein Prediger der Gegenwart.

Nach der Tagung des Evang. soz. Kongresses in Darmstadt vor zwei Jahren unternahm ich eine Rheinfahrt, die mich zuletzt nach Köln führte. Es waren dort damals gerade bewegte Tage. Das Fronleichnamsfest wurde gefeiert, und die Reichstagswahlen standen vor der Tür. Zur Fronleichnamsprozession drängte sich eine große Menschenmasse auf dem Platze vor dem Dome. Es widerstrebte mir eigentlich, diesem geistlichen Schauspiele beizuwohnen. Aber, ich mochte wollen oder nicht, ich mußte, da ich in unmittelbarer Nähe wohnte. Für einen ehrlichen protestantischen Christenmenschen bietet dieses Laufen und Rennen, Drängen und Schieben der „frommen" Menge einen merkwürdigen Anblick dar. An der Spitze der Prozession einige Männer in „geistlicher" Kleidung, wohl Kirchendiener, die dem Zuge mit heftigen Worten und entsprechenden Armbewegungen Platz machen. Hier und da ein lauter Wortwechsel zwischen einem dieser geistlichen Schutzleute und einem obstinaten Menschenkinde, das sich nicht dazu verstehen wollte, vor der Prozession den Hut abzunehmen. Dazwischen der Gesang der Prozession. Der Anblick des katholischen Köln hinterließ in mir einen sehr deprimierenden Eindruck.

Zwei Tage später wollte ich abreisen. Es war ein Sonnabend. Beim Lesen der Zeitung fiel mein Auge auf das Verzeichnis der evangelischen Gottesdienste. Die katholische Prozession hatte eine lebhafte Sehnsucht nach evangelischer Erbauung in mir wachgerufen. Ich las, daß am Sonntagvormittag in der Antoniterkirche Pfarrer Jatho predigen würde. Der Name war mir schon früher von Kölner Laien mit Begeisterung genannt worden. Ich hatte gehört, daß Jatho auch auf solche, welche der Kirche entfremdet waren, eine große Anziehungskraft ausübt. So beschloß ich noch einen Tag in Köln zu bleiben, um am Sonntag die Antoniterkirche zu besuchen. Ich wollte doch auch das

evangelische Köln kennen lernen. — Es machte mir am Sonntag einige Mühe, mich zur Antoniterkirche durchzufragen. Sie liegt weit abseits von dem herrlichen Platz mit dem „ewigen Dom“, in einer engen Straße. Als ich gut 20 Minuten vor Beginn des Gottesdienstes die schlichte evangelische Predigtkirche betrat, fand ich sie bereits stark besetzt. Bei Beginn des Gottesdienstes war sie überfüllt. Auch in den Gängen standen die Menschen dicht gedrängt, Kopf an Kopf. Nun wußte ich wohl, daß am Rhein, besonders auch in Köln, die Kirchen überall gut besucht sind. Aber charakteristisch für diese gottesdienstliche Versammlung war der Umstand, daß sie zu mindestens drei Vierteln aus Männern bestand. Auf einer Bank mit 15 Personen zählte ich 14 Männer und eine Frau. Der Anblick dieser Versammlung steigerte noch in mir die Spannung, mit welcher ich der Predigt entgegensah. Der Prediger verlas den Text: „Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen; und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten.“ (Luc. 12, 35. 36.) Die Predigt handelte von der Reichstagswahl. Es war keine Predigt im herkömmlichen Sinn, und doch im vollsten Maße das, was heute eine Predigt sein sollte. Der Prediger sprach mit äußerlich und innerlich kraftvoller Beredtsamkeit, wie eben ein reich- und feingebildeter Mensch der heutigen Zeit voll tiefer Frömmigkeit und begeisterter Vaterlandsliebe zu heutigen Menschen von Gott, Jesus Christus und dem Evangelium, von Volk und Vaterland redet. Er sprach ohne Umschweife, ganz unmittelbar und unverhüllt. Er umschrieb nichts. Er gebrauchte für jedes Ding den Ausdruck, den die heutige Sprache der Gebildeten dafür bietet. Man hatte beim Hören der Predigt das bestimmte Gefühl: Dieser Mann gibt wirklich sich selbst; er stellt unmittelbar sein Innerstes dar in vornehmer, edler Form. Er rief seiner Gemeinde zu: „Wir können als evangelische Christen mit den Konservativen in Frieden leben; wir können mit den Liberalen in Frieden leben; wir können auch mit den Sozialdemokraten in Frieden leben. Nur Eins können wir nicht: Wir können nicht mit den Ultramontanen in Frieden leben.“ Tief bewegt verließ ich die Kirche. Auf dem Domplatz hatte ich das katholische Köln gesehen. In dieser schlichten Kirche hatte ich das protestantische Köln kennen gelernt und an ihm mich herzlich gefreut. Ich sagte mir: Glücklich die Gemeinde, die einen solchen Pfarrer hat.

Jetzt nun hat mir die Redaktion des „Protestantenblattes“ den Auftrag erteilt, eine Anzahl gedruckter Predigten von Jatho aus den letzten Monaten, welche bei Paul Neubner in Köln a. Rh. in einzelnen Heften erscheinen, zu besprechen. Nachdem ich kurz den Eindruck geschildert habe, den jene gehörte Predigt auf mich gemacht hat, brauche ich über die gedruckten Predigten nicht viel zu sagen. Auch aus diesen gedruckten Predigten tritt uns der Mann entgegen, dessen heißes Bemühen es ist, die einfachen großen Gedanken Jesu und sein Leben mitten hineinzupflanzen in das Leben der Gegenwart. Was ich an jener Zeitpredigt, die ich hörte, vermißte, nämlich den Appell an den Einzelnen und die Besprechung der Fragen des Einzellebens, finde ich in den gedruckten Predigten in reichem Maße, das Dringen auf klares festes Vertrauen, auf sittliche Arbeit des Menschen an sich selbst und an andere, auf das Streben nach dem Einen, was not ist. Die Predigten gehen von Jesus aus und führen aus dem Leben immer wieder zu ihm zurück. „Wir machen Ernst mit Jesus. Wir wollen nicht bei den geistvollen Ideenreihen stehen bleiben, die sich an die Person Jesu geknüpft haben, wir wollen nicht stehen bleiben bei dem Echo, das er durch seine Erscheinung und sein Wirken in den Menschen geweckt hat; am allerwenigsten wollen wir uns begnügen mit den Bekenntnissen, welche Verstand und Gemüt von seiner Hoheit abgelegt haben. Durch alles das wollen wir hindurch zu seiner Person selber, zu seinem fühlenden Herzen, seinem kindlich-gläubigen Gemüt, da müssen wir hin. Nicht ihn verherrlichen — er ist in sich selbst herrlich genug — sondern ihn ans Herz drücken und in uns selber sein Leben erfahren und erfüllen — das ist die Losung der christlichen Religion“.

Ich begreife, daß viele, welche von der Kirche etwas anderes verlangen, als sie sonst darzubieten pflegt, sich zu Jatho hingezogen fühlen. Ich verstehe auch, daß die, welche in der orthodoxen Auffassung des Christentums stehen, ihm fern bleiben. Denn er redet eine andere Sprache, als sie gewöhnt sind zu hören. Aber das verstehe ich nicht, daß „gläubige, fromme“ Kreise sich zusammentun können, ihm den Prozeß zu machen, um ihn von der Kanzel herunterzubringen. Wer es mit der evangelischen Kirche und unserem Volke gut meint, sollte sich, welcher dogmatischen Ansicht er auch ist, freuen, wenn es einem reichbegabten Prediger gelingt, wieder eine innere Verbindung herzustellen zwischen der evangelischen Kirche und solchen Kreisen, welche für die Orthodoxie unerreichbar sind. Ich denke an jene Tage, in denen ich sah, wie die katholische Kirche in Köln ihr ganzes Schaugepränge entfaltete. Ich denke an jenen Gottesdienst, in welchem eine dichtgedrängte Gemeinde dem Prediger lauschte, der mit neuen Zungen das Evangelium verkündigt. Und ich muß mich fragen: Glauben die Evangelischen im katholischen Köln wirklich Gott einen Dienst zu erweisen, wenn sie angesichts der katholischen Kirche einen der Ihrigen verketzern und verfolgen? Wissen sie nichts besseres zu tun? Gott muß mit unserer evangelischen Kirche viel Nachsicht haben und viel Langmut an ihr üben.

P. Kirmß.

Religion und Weltanschauung.

Es ist kein Zweifel, daß man diese Begriffe heute meist für identisch hält. Und doch könnte der flüchtigste Blick dahin, wo der Ursprung der Religionen ist, davon überzeugen, daß hier eine arge, ja, gefährliche Begriffsverwechslung vorliegt. Weil so viele der Religion abgewandt sind, haben sie sich zu irgend einer Weltanschauung bekehrt, denn der Mensch will doch etwas haben, von dem er überzeugt ist. Nun, man wird ja sehen, ob von den paar hundert Weltanschauungsmeinungen, die wir heute erleben, irgend eine zur „Religion“ der Zukunft werden wird. Ich für mein Teil glaube es nicht. Ich meine, die Religion ist ganz wo anders zu Hause, als in den Köpfen der Weltanschauungsabhandler. Ich möchte nun nicht als ein Ignorant erscheinen und bemerke ausdrücklich, daß ich garnicht etwa gegen die Propagierung dieser oder jener Weltanschauung von heute eingenommen bin. Ich bin immerhin so weit in den Geist des Lebens eingedrungen, daß ich alles Vorhandene, alles Geschehene, als organisch geworden betrachte und es absurd finde, Lebenstatsachen hinwegdisputieren zu wollen. Das kann mich aber nicht hindern, den Unterschied von Weltanschauung und Religion, wie ich ihn sehe, hier zu beschreiben.

Eine Weltanschauung, wie wir sie heute verstehen, ist immer das Ergebnis einer hohen Geistesentwicklung. Man kann allgemein sagen, daß ein ziemliches Maß von Wissen und Wissenschaft zu ihrem Aufbau nötig ist. Maeterlinck z. B. gibt in seinen Werken meist Weltanschauung. Das ganze Geschehen im All, oben und unten, bei Pflanze, Mensch und Tier ist da in Einklang gebracht. — Bölsche und Bruno Wille schreiben z. B. meist auch Weltanschauung; sie haben ein Bild vom Leben gemacht. Aber nur, wer auf diesem hohen Standpunkt steht, vermag ebenso zu sehen. Und dennoch, möglicherweise sieht er doch nicht so, wie jene es tun. — Nein, so gewiß die Arbeit jener Schriftsteller interessant und beachtenswert ist, Religion schufen sie nicht. Die schafft man überhaupt nicht willkürlich, die ist einfach. Sie ist immerzu, denn sie ist das Gefühl und die Kraft, in dem die Menschen leben. Man sehe zu in den Evangelien: keine Abhandlungen, ob dieses oder jenes Weltbild richtig sei — aber wir sehen, welche Faktoren im Leben des Einzelnen mächtig waren. Wenn wir Jesus, den Seligpreiser hören oder von der Liebe der Maria oder Martha lesen oder von der Treue des Johannes, da berührt uns der Hauch der Religion, die im kleinen und kleinsten Leben mächtig ist: überall wo Menschen sich auf ihre Kräfte

zur Vollbringung einer schönen Tat besinnen. So geht die Religion mit uns durch die Tage — ohne viel Aufhebens von sich zu machen. Ich spüre ihren Hauch manchmal im Leben dieses oder jenes Menschen — ja, in Zeitungsnotizen und dergleichen spüre ich sie manchmal aus. Kein Wissen schafft sie, kein Wissen vernichtet sie, und wenn sie einen Glauben voraussetzt, so ist es nur der an die Güte des Menschen, des Lebens und Gottes. Genau wie einst bei Jesus. Die Konflikte zwischen dem Christentum und der neueren Weltanschauung aber sind nur entstanden, weil die Orthodoxie etwas für das Wesen der Religion ausgab, was man nie so nennen kann. Die Religion ist eine im Leben tätige und wirksame Kraft, Weltanschauung ist Substrat der Bildung, ist Um- und Überschau über Welt und Leben. Weil man aber dergleichen heute so selten hört, sollte es hier doch einmal nachdrücklich gesagt werden. —

Auch auf den Kanzeln wird heute zuviel Weltanschauung gepredigt und zu wenig Religion. Überhaupt: bei den Theologen ist heute beinah weniger Religion zu finden als bei den Dichtern, die doch mit dem Leben immer noch in innigem Kontakt bleiben. Wenigstens wird durch die ungeheure Flut polemischer theologischer Schriften heute die Religion wenig gefördert. Die Theologen sollten mehr auf die im Leben wirksamen Kräfte aufmerksam machen, wie es Jesus in seinen Gleichnissen tat.

Lübbecke i. W. Karl Röttger.

Dem Andenken Zwingli Wirths, alt Obersthelfers am Münster zu Basel.

Es war am Sonntag, den 30. Juli. Goldleuchtend neigte sich die Sonne dem westlichen Horizonte zu. An den lieblichen Gestaden des Vierwaldstättersees überall Lachen und Scherzen der erholungsbedürftigen und nach Genuß sich sehnenden Fremdenwelt! Da schloß in Weggis, wohin ihn eine letzte Sehnsucht von Basel her geführt hatte, ein hochbetagter Erdenpilger die müden Augen zur ewigen Ruhe. Zwingli Wirth war's, ein Mann, dessen Name in der protestantischen Kirche der Schweiz, besonders aber in den Kreisen des freien Christentums im In- und Auslande, einen gar guten Klang hatte.

Aus seinem inhaltsreichen Leben sei hier nur folgendes skizziert: Am 7. Dezember 1818, zur Zeit der dreihundertjährigen Gedächtnisfeier der Reformation, als Pfarrerssohn in Neukirch-Eynach, Kt. Thurgau, geboren, studierte Zwingli Wirth nach Absolvierung der Schulen ein Semester Jurisprudenz, und warf sich dann mit glühendem Jugendeifer auf das Studium der Theologie. Alexander Schweizer und Ferdinand Hitzig in Zürich, sowie Immanuel Nitzsch in Bonn übten einen tiefgehenden Einfluß aus auf den jungen, für alles Wahre, Schöne und Gute begeisterten Theologen. Nach einem vortrefflich bestandenen Staatsexamen begann alsbald seine pfarramtliche Tätigkeit im Kt. St. Gallen. Thal-Buchen und die große Gemeinde Wattwyl durften stolz sein auf ihren Pfarrer. Es war diesem hingegen bald ein noch größerer Wirkungskreis beschieden, indem er im Jahre 1870 einem ehrenvollen Rufe an die Linsebühlkirche in der Stadt St. Gallen Folge leistete. Seine ausgesprochene und außergewöhnliche Tüchtigkeit als Kanzelredner, Seelsorger und Jugenderzieher, seine erfolgreiche Wirksamkeit als Erziehungsrat und Präsident des kantonalen Kirchenrates stellten ihn mehr und mehr in die erste Reihe der praktisch tätigen Theologen. Im Jahre 1873 warf ihn eine heftige Lungenentzündung aufs Krankenlager nieder und es schien, als wolle Gott dem in der Vollkraft der Jahre, auf der Höhe des Lebens Stehenden ein unerbitterliches Halt zurufen. Aber Zwingli Wirth erholte sich wieder; er sah sich jedoch infolge seiner geschwächten Gesundheit genötigt, den allzuschweren Posten in St. Gallen gegen einen leichteren im Städtchen Rheineck zu vertauschen. Die Jahre der relativen Ruhe und Stille taten ihm gut. Sie bedeuteten für ihn zugleich, ohne daß er es ahnte, die Vorbereitungszeit für jenen auserlesenen Kampfplatz, der ihm noch vorbehalten war in einem Lebensalter, wo vielleicht andere bereits an das wohlverdiente Ausspannen denken.

Unser Entschlafener stand ursprünglich auf dem Boden der Orthodoxie, die er in mildem Geiste vertrat. Doch führte ihn sein religiöser Entwicklungsgang mehr und mehr zu einer nach links hinneigenden Vermittlungstheologie, bis er endlich, nach jahrzehntelangem Forschen und Suchen, sich freudig und zuversichtlich zur religiösen Reform, zur Sache des freien Christentums bekannte. Von da an stellte er sein ganzes Wissen und Können in den Dienst der freiheitlichen religiösen Bewegung.

Nun war die Zeit gekommen, wo Basel, die Hochburg der Orthodoxie, das Arbeitsfeld für Zwingli Wirth werden sollte. Am dortigen Münster, der Hauptkirche, war im Jahre 1875 die Stelle des Obersthelfers frei geworden. In heftigem Wahlkampf und mit schwachem Mehr wurde der Rheinecker Pfarrer für diesen exponierten Posten gewählt, und — er nahm an. Wer die religiös-kirchlichen Verhältnisse Basels in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts kennt, sei's durch Selbsterlebnis, sei's nur vom Hörensagen, der weiß, daß ein „Reformer“ in eben dieser Stadt damals keinen leichten Stand hatte.

Um einer solchen Stellung in jeder Beziehung gerecht werden zu können, mußte ein Mann über viel Energie, Tatkraft, Grundsätzlichkeit und Geistesschärfe verfügen, aber auch viel Takt, Nachsichtigkeit, Geduld und sogar Leidensmut besitzen. Pfarrer Wirth ist den Erwartungen, die man auf ihn setzte, nicht nur nachgekommen, sondern er hat sie weit übertroffen. Galt das Wort schon vorher von ihm, so trifft es erst recht auf seine zwanzigjährige Baslertätigkeit zu: „Er hat seinem Vornamen, dem Namen unseres großen Schweizerreformators Zwingli, alle Ehre gemacht.“ Er ist mit heiligem Eifer für seine Überzeugung eingetreten, daß Gottes Sache nie stille stehen kann, daß die Formen der Religion immer wieder alt werden und der Erneuerung bedürfen, daß aber die sittlich-religiösen Wahrheiten des Christentums ewig dieselben bleiben. Sein tiefgründiger und großzügiger Charakter gestattete es ihm aber bei aller Festigkeit doch, auch des Gegners ehrliche Überzeugung zu schonen und zu achten. Er hat schließlich stetsfort die Tatsache im Auge behalten, daß das Christentum in allererster Linie ein praktisches sein müsse und gegenüber den sozialen Fragen und Nöten der Gegenwart nicht in Gleichgültigkeit verharren dürfe. Seine Kanzelworte, seine Jugendunterweisungen, seine zahlreichen Reden und Vorträge, die er bei manch' feierlichem Anlasse im In- und Auslande gehalten hat, sie alle sind getragen von solch hohem und hehrem Geiste. So ist denn Zwingli Wirth tatsächlich zu einem Führer des freien Christentums geworden, und man darf ohne Übertreibung von ihm sagen: Daß die Reform in Basels Mauern mehr und mehr feste Wurzeln faßte, daß manches harte Vorurteil sich nach und nach milderte, daß die Sache des freien Christentums überhaupt immer mehr alte und junge Herzen gewann, ist zum großen Teil auch sein Werk! Im Jahre 1895 sah sich der Vollendete genötigt, wegen zunehmender Körperschwäche in den Ruhestand zu treten, nachdem er noch drei Jahre vorher in voller Rüstigkeit sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum hatte begehen dürfen.

Zwingli Wirth hat auf seinem langen und weiten Lebenspfade manchen Sturm erleben müssen, und durch manch herbes Leid wurde seine Seele aufs tiefste erschüttert. Seine Frau, mit der er in glücklichster Ehe lebte, verlor er nach nur zehnjähriger Ehe durch den Tod. Sein zweitältester Sohn wurde auf Sumatra von Eingeborenen ermordet. Aber was ihm auch an Bitterem, Schwerem und Schmerzlichem beschieden war, er gedachte doch bis in die letzten Lebenstage hinein mit stets jugendfrischem Geiste und mit innigem Dankgefühl all' des Guten, das Gott ihm gegeben hatte. Zum Schlusse sei hier ein Wort wiederholt, das Pfarrer

Altherr von St. Leonhard zu Basel, der älteste Kollege Wirths, am Grabe des Verblichenen im Namen des schweizerischen Vereins für freies Christentum gesprochen hat: „Er war mir, gleich Bitzius und einigen anderen, wie eine Verkörperung des freien Christentums; ich hielt ihn für das Ideal eines Protestanten und Reformers.“ Mit diesem kurzen Ausspruch ist der Lebensinhalt Zwingli Wirths am treffendsten gezeichnet. Sein Andenken wird bei uns stets lebendig bleiben! Pfr. M. Luschka, Luzern.

Friedrich Kiel,

gestorben 14. September 1885.

Es ist eine kleine Gemeinde von Verehrern, die heute den zwanzigjährigen Todestag des Meisters mit stillem Sichversenken in seine Werke begehen wird. Der großen Menge ist er fremd gewesen und auch geblieben. Inmitten des wilden Parteigetriebes seiner Zeit ist Friedrich Kiel still und ernst emporgeschritten zu den lichtesten Höhen des Parnaß; nicht rechts hat er geschmeichelt, nicht links sich fesseln lassen, auf sich selbst fußend, schöpfend aus der reinen Tiefe seines Innern, ist er geworden und auf exponiertester Stelle geblieben, was er war, ein schlichter, echt deutscher Musiker.

Geboren (am 7. Oktober 1821) als Sohn eines armen Schullehrers zu Puderbach in der Rheinprovinz, — gestorben als Professor der Komposition an der Königlichen Hochschule für Musik zu Berlin, welch' innerlich wie äußerlich reich bewegtes Leben schließen diese beiden Pole ein! In der Jugend gefördert durch den Fürsten Sayn-Wittgenstein-Berleburg, auf dessen Schloß er, geliebt und geehrt, das Amt eines Konzertmeisters der fürstlichen Hauskapelle bekleidete, — als Mann darbend und sich seinen kärglichen Unterhalt durch Stundengeben verdienend, tritt er als Vierzigjähriger durch die Aufführung seines ersten großen Requiems in der Berliner Singakademie (1862) in die Reihen der anerkannten Größen ein. Sein Leben gestaltet sich von nun an sorgenfrei. Als er starb, fand eine erhebende Feier in der Singakademie statt, bei welcher Gelegenheit der bekannte Hofprediger Emil Frommel eine Gedächtnisrede hielt, die durch die tiefe Empfindung und warme Freundschaft, welche sie für den Verewigten ausdrückt, allen Verehrern Friedrich Kiels zur Lektüre empfohlen werden kann (Verlag Gadow u. Sohn, Hildburghausen). Damals wirkten das Joachim-Quartett und die Singakademie unter Martin Blumner zusammen für eine würdige Feier, — heute, nach zwanzig Jahren, geht das große Musikleben achtlos an dem Vermächtnis des Meisters vorüber. Vereinzelte Aufführungen seiner tief ernsten, allem Äußerlichen fast ängstlich aus dem Wege gehenden Schöpfungen vermögen nicht Kiels Namen der breiteren Öffentlichkeit bekannt zu machen. Der Musiker nennt ihn mit Achtung, fast mit Scheu, denn das Studium seiner größeren Werke verlangt das Einsetzen einer Persönlichkeit für ein schweres und äußerlich wenig lohnendes Arbeiten.

So liegen denn unter seinen Chor- und Kammermusikwerken, seinen Klavier-, Violin-, Viola-, Cello- und Gesangkompositionen der ungehobenen, ja ungeahnten Schätze viel. Für kleine Hände sind seine beiden vierhändigen Sonatinen (Peters) und die zweihändigen Reiseerinnerungen op. 38 (Simrock) zu bewältigen. Auch hat Kiel als op. 74 bei Bote u. Bock ein Album „Für die Jugend“, zehn vierhändige Stücke, veröffentlicht. Seine Klavierstücke op. 18 (ebenda erschienen) werden vorgeschritteneren Spielern reiche Anregung bieten. Die Variationen, Phantasie, Sonaten (Duos), Trios, Quartette und Quintette, die sich als echte „Kammermusik“ so recht eigentlich zum Musizieren daheim eignen, verlangen reifste Technik und tiefes Verständnis. Sie enthüllen ihre keuschen Schönheiten nicht beim gelegentlichen Durchspielen, sondern wollen von Spieler wie Hörer kennen gelernt werden durch verständnisvolles Einarbeiten in die Eigenarten ihres Stils. Die kontrapunktische Schreibart Kiels, seine Melodik mit ihrer echt deutschen Tiefe und Innerlichkeit, die interessante, häufig aus der Polyphonie sich ergebende Harmonik, die meisterhafte äußere Form, in welche er sein Innerstes zu gießen vermochte, das alles macht dabei das Studium seiner Werke zu einem anregenden, ich möchte fast sagen, Geist und Körper gleicherweiser beschäftigenden und kräftigenden. Unter seinen zahlreichen geistlichen Schöpfungen, in welchen er mit strenger Wahrhaftigkeit und kindlicher Frömmigkeit den kirchlichen Texten musikalischen Ausdruck zu verleihen weiß, nimmt sein „Christus-Oratorium*), aus den Werken der heiligen Schrift zusammengestellt und in Musik gesetzt“, wohl den obersten Platz ein. Nach den Angaben des Komponisten entstand es im Winter 1871—1872 und wurde bis 1878 sechsmal in Berlin aufgeführt. Vor einigen Jahren brachte es die Singakademie noch einmal, und wohl jeder ernst empfindende Hörer wird die tiefe Wirkung verspürt haben, welche dieses echte Religiosität atmende Werk ausübt. Es zerfällt in drei Teile: I. Christi Einzug in Jerusalem bis zu seiner Gefangennahme, II. Christi Kreuzigung und III. die Auferstehung. Mit packender Wucht schildert uns Kiel die erschütternden Vorgänge, deren dramatische Geschehnisse von breit ausgeführten Solo- und Chorgesängen umrahmt sind. Man sieht, daß, wie ein großer Teil der „Handlung“ mit derjenigen der gigantischen Mathäus-Passion Bachs zusammenfällt, so auch die äußere Form manche Ähnlichkeit zwischen beiden Werken aufweist. Aber Kiel hat es verstanden, diese Formen mit seinem Geiste zu füllen, der, in der Erfindung wie in der Empfindung durchaus selbständig, in dem „Christus“ ein Meisterwerk hat entstehen lassen, das seinen Schöpfer zu einem der ersten Kirchenkomponisten macht und ihn neben den großen Thomaskantor stellt.

Möge diese kurze Charakteristik den einen oder den andern veranlassen, sich einmal näher mit den Werken Friedrich Kiels zu befassen, zu eigenem Nutz und Frommen, und auf daß, wenn anno 1910 sich etwa die offizielle Musikwelt des 25jährigen Todestages erinnern sollte, sie auch ein größeres Publikum bereit finde.

Carl Schaeffer.

Die Münchener IX. internationale Kunstausstellung, besonders in ihrer religiösen Bedeutung. II.

Von Lic. Kühner, Waldkirch i. B.

Auch heuer erscheint wieder — wer weiß zum wie vielsten Male in der Kunst? — der gute Franziskus von Assissi, den Tieren predigend. Wir sehen ihn bei Winter als unbedeutende Gestalt seine Waldpredigt haltend. Neu dagegen dürfte sein das Motiv: „Rückkehr des hl. Franziskus vom Monte Alverno“ (Fritz Kunz), sowie vom selben Meister „An Fra Angeliko“, darstellend die visionäre Intuition des Malers Angeliko Fiesole, in der ihm die ätherischen himmlischen Gestalten seiner religiösen Kunst erscheinen; es ist ein zum Sinnen und Schauen zwingendes, zauberhaftes Bild, das aber doch zu viel Reflexion enthält.

Frischer, packender und den grundprotestantischen Zug sofort verratend, indem sie in die Wirklichkeit versetzen und die gegenwärtige Welt als die Stätte der Religion kennzeichnen, sind die Bilder: „Die Missionsversammlung“ der Dänin Anna Ancher, „Die Einführung des jungen Pfarrers“ von Brütt (Taunus), sowie die „Trauerfeier in Friesland“ von Otto Engel-Berlin. Welch eine Begeisterung spricht auf dem Bilde der Dänin aus dem Gesichte des schlichten, selbstlosen Missionars ohne Ornat, dem die auf dem Berge unter freiem Himmel versammelte Menge aufrichtig zuhört! Auf dem Bilde von Brütt, welch' offener, idealer Sinn, welch ein Ernst in fröhlicher Hoffnung ist auf dem Gesichte des

*) Verlag Bote u. Bock, Berlin. Klavierauszug. Preis 4 Mk.

jungen Pfarrers ausgeprägt, der am Altare der Kirche steht im Kreise der kräftigen, ernsten Männer, — echter Protestanten in ihrer kirchlichen Formlosigkeit und ihrer starken Individualität —, um die ermutigenden und mahnenden Worte seines einführenden Dekans zu vernehmen! Und welch' eine seelsorglich freundlich-ernste Art liegt auf dem dritten Bilde in dem jungen lutherischen Geistlichen, wie er die friesländische Witwe tröstet, der eben der Mann im trauerumflorten Sarg weggetragen wird! Malerische Feinheit verbindet sich auf allen drei Bildern mit scharfer Beobachtung des Lebens und insbesondere protestantischer Ausprägung der Religion.

Bei dem Bilde von Leon Bellemont-Paris, „Andacht", fiel mir technisch auf das gedämpfte Licht, welches eine feierliche Stille in dem Versammlungsraum hervorbringt, und sachlich die Tatsache, daß neben den 21 Frauen mit ihren weißen Hauben nur zwei Männer bei der Andacht sich finden. Sollte dem Künstler vorgeschwebt haben das tatsächliche Bild unserer Kirche, die satirisch einmal als „ein Frauenverein mit einem männlichen Beirat" bezeichnet worden ist?

Dem Engel'schen Bilde, der „Trauerfeier in Ostfriesland", mit seinen starken, echten Gefühlswerten möchte ich gegenüberstellen das Bild des schon oben genannten Franzosen Beraud, „Vorbeimarsch". In der Vorhalle der Kirche zieht die vornehme Gesellschaft in ihrer eleganten Trauertoilette an den Hinterbliebenen vorbei, um ihrer Kondolenzpflicht zu genügen. Hier ist alles konventionell, echt französisch! Der ganze Kondolenzakt, der offenbar der Seelenmesse vorangeht oder nachfolgt, ist vom Künstler naturwahr beobachtet. — Ebenso treu beobachtet ist die Gesellschaft der noch mit dem Cylinder geschmückten vier Philister, die „Nach der Beerdigung" bei einem Glase Wein sich zusammen gefunden haben, auf dem Bilde des Schweizers Buri. Wie dort das Konventionelle in der Trauermiene der fashionablen Gesellschaft abstößt, so hier die derbe Rücksichtslosigkeit der Zechenden, ohne daß diese letztere roh oder gemein erschiene.

Daß wir immer noch, oder jetzt recht in der sozialen Ära leben, beweist die heurige Ausstellung auf Schritt und Tritt. Soziale Motive scheinen die Künstler heute weit mehr zu packen, als religiöse oder kirchliche; in ihnen haben sie auch Gelegenheit zu originellen Feinheiten und Effekten, zu neuen Wegen auch in der Technik. Und sie reden auch bewußt oder unbewußt zum Gemüt und Willen der Jetztzeit. Geradezu beschämend und wehmütig stimmen muß das Bild von Morbelli, „Weihnachten der Zurückgebliebenen", das uns in die Speisestube einer Arbeiterkolonie am Weihnachtsabend führt, sowie desselben Meisters „Alte Strickerinnen". Zu den packenden, sozialen Stücken rechne ich auch Popps „Drama", das „Tischgebet der Pfründer" von Otto Piltz-Pasing, Adams „Totengebet im Armenhaus" und des Spaniers Sobera „Die Vergeltung". Die kleine, aber sehr feine Skulptur des Genfers Vibert „l'effort humain" (Mühsal), die am Ziehen der Erdkugel sich abplagenden Menschenkinder darstellend. Und auch das Motiv des Streiks darf in unserer an Streiken reichen Zeit nicht fehlen: es ist gegeben im Bilde des Belgiers Theunissen. Die sorgenvolle junge Mutter steht mit ihrem Kinde auf dem Arm am Tische und blickt durch das Fenster hinaus auf die stürmische Arbeitermasse, der wohl auch ihr Ernährer angehört. Ergreifend ist in ihr dargestellt das In- und Widereinander von Furcht und Hoffnung. — Das Bild des Wieners Merode, „Aus der Schrauben- und Schmiedewarenfabrik Florisdorf-Wien", führt in die schwere, heiße Arbeit einer Eisenwerkstätte lebenswahr hinein und läßt auch hier Großes und Heldenhaftes vor unserem Geiste aufsteigen. So ist die Kunst auch ein Spiegel der jeweiligen Zeit, hier unserer sozialgerichteten Zeit. Doch auch auf diesem Gebiete scheinen die Ausländer mehr Interesse zu haben und mehr zu wagen, als die Deutschen.

Um alles hervorzuheben, was religiös oder sozial bemerkenswert wäre, ist das Material zu groß, manches auch zu unbedeutend. Alles in allem aber hat man den Eindruck: auch die Kunst kann sich der Macht des religiösen und sozialen Geistes nicht entziehen. Es wird auch hier gearbeitet mit scharfer Beobachtung und mit ehrlichem Ringen. Allerdings weitaus überwiegend ist die Beschäftigung der Kunst mit der Natur, dem menschlichen Körper und menschlichen Leben nach seiner mehr weltlichen und harmloseren Seite. Eine eigentlich religiöse Ära ist für die Kunst noch nicht da. Die großen religiösen Offenbarungen durch die Kunst müssen abgewartet werden in Geduld. Vorbote dieser ist die Tatsache, daß v. Uhde jetzt zur Bemalung einer evangelischen Kirche berufen ist. Vorboten finden sich auch in der diesjährigen Münchener internationalen Kunstausstellung.

Das Positive in D. Fischers Vortrag.

Johannes La Roche, der treffliche Herausgeber des jährlich erscheinenden Gustav-Glogau-Jahrbüchleins, hat unter diesem Titel bei G. Nauck-Berlin, eine kleine Schrift erscheinen lassen (30 S., Preis 50 Pfg.), die ein so wertvoller Beitrag zu der uns tief bewegenden Frage nach der Gleichberechtigung der Richtungen in der evangelischen Kirche ist, daß ihre Lektüre dringlich empfohlen werden muß. Als Gegner Fischers tritt er brüderlich für Fischer ein, als „Positiver", der auf der rechten Seite der kirchlichen Parteispaltung seinen Standort gewählt hat, für die gegenseitige Anerkennung und Ergänzung der verschiedenen Parteien und Ansichten. Er hat das Problem, das uns seit 70 Jahren immer neu beschäftigt, zart und tief angefaßt, als Sache des Gewissens und Willens, ohne Vernunft und Intellekt zu verkürzen. Als moderner Mensch, philosophisch ausgezeichnet geschult, ist er doch kirchlich konservativ. Er gibt im 1. Abschnitte („Andeutungen meines eigenen theologischen Standpunktes; contra Fischer") einen kurzen Aufriß seines religiösen Denkens, das teils spekulierend die Hauptpunkte der christlichen Weltanschauung (z. B. Menschwerdung Gottes, Versöhnung, Auferstehung Jesu usw.) erfaßt, teils auf der Grundlage der Psychologie, insbesondere der Völkerpsychologie das Dogma als noch immer lebendig und für die Gesamtheit religiös bedeutungsvoll erweist. Wo irgend eine Wendung den liberalen Leser bei der ersten Lektüre befremdet, ist doch meist nur ausgesprochen, wozu sich auch in der „protestantenvereinlichen" Literatur Parallelen finden ließen. Und doch hat der Verfasser recht, wenn er sich nicht als „Liberalen" empfindet. Was ihn von uns unterscheidet, ist sein inniges Gemütsverhältnis zu den überlieferten Schätzen der Kirche; er sieht darin weniger eine historische Last, als vielmehr den nährenden Mutterboden seines inneren Lebens: „Es ist ein falscher Dünkel des modernen Zeitgeistes, daß er über die Kirchenlehre hinausgewachsen sei; im Gegenteil, er reicht nicht hinan." Wer von uns etwa Biedermanns Dogmatik durchgearbeitet hat, weiß, daß in der Tat die höchsten Fragen des menschlichen Geistes mit bewundernswerter Folgerichtigkeit in den alten und ältesten Dogmen tiefsinnig durchgedacht sind, und besitzt wahre Hochachtung vor den Bekenntnisschriften. Wenn wir trotzdem nicht dieselbe persönliche Dankbarkeit gegen die objektive Überlieferung in uns fühlen, wie La Roche, so ist unser „Subjektivismus" von der landläufigen Orthodoxie mitverschuldet. Zu oft ist „das" Bekenntnis uns gegenüber polemisch gebraucht worden und hat manchen Freund um Amt und Brot gebracht. Dieses gefährliche Bekenntnis freilich, das viele nur mit einer gewissen Voreingenommenheit an die geschichtlichen Bekenntnisschriften herantreten läßt, ist nichts anderes, als ein wunderliches Ragout einiger aus dem Zusammenhang herausgerissener Fetzen, erst in neuerer Zeit für Parteizwecke bald so, bald so zusammengestellt. Weil wir uns so oft gegen diese Störung des Bekenntnisstandes wehren mußten, sind wir verdächtigt worden, als ob wir von den Bekenntnissen unserer Kirche überhaupt nichts mehr wissen wollten. Was wir verlangen, ist vielmehr, daß das

innere Gleichgewicht zwischen Bibel, Bekenntnisschriften und den kirchlichen wie religiösen Bedürfnissen des heute lebenden Geschlechtes auch von den Parteien der kirchlichen Rechten anerkannt werde.

Im zweiten Teile [Das Positive in Fischers Vortrag; pro Fischer] erkennt La Roche zunächst an, daß Fischer die Kirche bauen helfen wolle, nicht zerstören. Diesen Eindruck gewähren ihm auch Fischers früheren Schriften. Fischer wolle den Gottesglauben für das moderne Bewußtsein sichern. Wenn er die Lehre von Gott ins Zentrum stelle und erkläre, daß die Christuslehre auf die menschliche Seite des religiösen Verhältnisses gehöre, so sei doch auch ihm Christus die Tür zwischen Menschheit und Gott: „Macht es einen so großen Unterschied, ob ich die Tür zwischen zwei Stuben zu dieser oder jener Stube rechne?“ Daß Fischer sage, in Jesus könne nichts über die Linie der Menschennatur hinausgehen, ist La Roche zwar ein schmerzlicher Ausspruch. Aber bei näherem Zusehen gibt er doch zu, daß Fischer eben die höchste Verwirklichung wahren Menschentums gerade in Christus, und nur in ihm ganz, erblicke und lehre. So weiß er Punkt für Punkt durch abweichenden Sprachgebrauch hindurch das Gemeinsame zu finden, das alle Evangelischen verbinden soll. „Laßt uns doch erst einmal des für positiv und liberal gemeinsamen Terrains recht froh werden! Welch ein Fortschritt, welch eine Erneuerung unserer Kirche wäre es, wenn der ganze liberale Teil unseres Volkes erst wenigstens mit Ernst auf dem Boden Fischers stünde!“ Das sind Worte, von denen wir nur wünschen können, daß, wer Ohren hat zu hören, darauf höre.

Der III. Teil (Die Versöhnung) enthält überaus feine Gedankengänge. Er sucht prinzipielle Klarheit, wie weit die individuelle Freiheit (Forderung der „Liberalen“) und wie weit die Autorität der überlieferten Lehre (Forderung der „Positiven“) mit innerem, sachlichen Rechte anerkannt werden müssen.

Die Mannigfaltigkeit der Ansichten ist nicht eine Folge unerlaubter individueller Freiheit. „Erkenntnisfortschritt kann nur in Freiheit geschehen.“ Auch La Roche steht zu Luthers Wort: „Ich glaube ein christlicher Theologe zu sein und im Reiche der Wahrheit zu leben, deshalb will ich frei sein und mich keiner Autorität, sei es der eines Konzils oder der des Kaisers oder der Universitäten oder des Papstes gefangen geben, um vertrauensvoll alles zu bekennen, was ich als Wahrheit erkenne, sei es von einem Kirchlichen oder Ketzer behauptet, sei es von einem Konzil angenommen oder verworfen.“ Aber nun fordert er auf, die frei gewonnenen Ansichten mit Bescheidenheit zu haben. Denn unser Denkvermögen liefert im Vergleich zum Leben nur etwas Sekundäres, nämlich nur Photographien der Erlebnisse, die nie den vollen Reichtum der abgebildeten Wirklichkeit enthalten. Jeder andere ist uns mit seiner Ansicht irgendwie überlegen; und jeder wächst über sich hinaus, der in den andern hineinwächst. Dies gilt für das komplizierte Gebiet der Religion in eminentem Maße. Das Ideal ist, daß wir nach und nach möglichst in Einer Person zugleich liberal und konservativ werden. „Positive“ wie „Liberale“ sollen das Wort des Paulus beherzigen: Nehmet euch untereinander auf.

Was die Autorität der überlieferten Lehre anlangt, so ist dieser Teil vielleicht der interessanteste der ganzen Schrift, weil hier in selbständiger Weise die Völkerpsychologie auf das Religiöse übertragen ist. La Roche betrachtet die Kirche als unsere religiöse Nation, als geistigen Sozialorganismus. Wie nun jedes geschichtliche Volk einen großen Schatz an Erbweisheit in seiner vaterländischen Kultur besitzt (Sprache, allgemeine Volksanschauungen, Sprichwörter, Volkslieder, Sitten, Recht, eine klassische Literatur, Kunstwerke usw.), so sind auch die von der Kirche in jahrhundertelanger Arbeit errungenen gemeinsamen Besitztümer an Lehren, Liedern, Sitten, Kultusformen usw. wirkliche Schätze. Der moderne Durchschnittsmensch bei seiner Kraftlosigkeit in religiösen Dingen sei wenig kompetent, ein wegwerfendes Urteil über die Kirchenlehre zu fällen. Wohl sei im Prinzip die Möglichkeit einer immer besseren Erfassung des (in Jesu ein für allemal der Welt geborenen) Gottesleben zuzugeben. Aber zunächst sei es schon rein pädagogisch in der Ordnung, daß zuerst in der Kindheit die Kirchenlehre kritiklos aufgenommen werde, ehe die stürmische Jugend subjektivistisch darüber hinausschäume und das reife Alter wieder die Arbeit der geschichtlichen Gesamtheit würdige in subjektiver Belebung des Objektiven. Das Rechte sei nicht der ausbrüchige Subjektivismus der Liberalen oder der verknorpelte Objektivismus der Positiven, sondern ein neues Weltalter sei im Anbrechen: die Zeit der Synthese der partiellen Denkwahrheiten in überragendem Wirklichkeitssinn. Der rechte Theologe soll auf dieser Entwicklungsstufe seinen Standpunkt wählen.

La Roche schließt mit der Aufforderung an D. Fischer: Heben Sie Ihren Anhängern gegenüber Ihr Positives recht hervor! An die Lieberalen: Haltet uns Positive nicht für gar so schwarze Gespenster! An die Positiven: Stellt Euch unter „liberalen Theologen“ nicht halb-atheistische oder in der Sittlichkeit laxe Leute vor! Schaffen wir den Gegensatz von „liberal“ und „positiv“ als feindlichen Gegensatz überhaupt aus der Welt!

Möchte die kurze und doch so inhaltreiche Broschüre, die von einem warmherzigen und gerecht urteilenden Manne geschrieben ist, in liberalen und orthodoxen Kreisen recht eifrig studiert werden. Sie bietet keine schlechte Vermittlungstheologie, sondern ist aus einem Gusse. Mir persönlich hat sie jedenfalls ausnehmend gut gefallen.

Dietrich Graue.

Zur Friedhofsfrage.

Eberhard Goes. Die Friedhofsfrage. Konfessions- oder Simultanfriedhöfe? Ein Lösungsversuch auf Grund der Tatsachen. VIII, 152 S. Gießen, A. Töpelmann. 3 ℳ.

Es ist eine scheinbar äußerliche Frage, wem das Hausrecht auf Friedhöfen zustehen soll und wie weit der Hausherr in der Wahrung seiner Interessen den Gästen gegenüber gehen darf. Genauer betrachtet, gewinnt jedoch diese Frage in kirchenrechtlicher Beziehung heute die denkbar schärfste Zuspitzung. Spiegeln sich doch in ihr wie in einem Brennpunkte nicht nur zwei verschiedene kirchenrechtliche Systeme, das römische und das aus evangelischen Grundsätzen erwachsene, sondern zugleich auch zwei sich diametral gegenüberstehende Weltanschauungen, von denen die eine als Eingebung des Teufels verflucht, was der anderen heilige Pflicht des Gewissens ist: die Pflicht der Liebe, der Duldung, der Rücksichtnahme auch gegen Andersgläubige ja die höhere Einschätzung der Gewissensforderung gegenüber der äußeren Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession. — Es erscheint ausgeschlossen, daß diese so scharf zugespitzte Streitfrage auf völlig friedlichem Wege, etwa durch den Appell an die Toleranz oder an das moralische Gewissen des Gegners, gelöst werden wird. Da der Streit im letzten Grunde ein kirchenrechtlicher ist, so wird er auch auf diesem Gebiete mit rechtlichen Mitteln ausgefochten werden müssen. Bei dem weitgehenden Interesse aber, das die Frage seit dem Famecker Friedhofstreit im protestantischen Deutschland gefunden hat, hoffe ich auch bei den Lesern des Protestantenblattes freundliches Gehör zu finden, wenn ich, dem Gedankengang eines ausgezeichneten, jüngst erschienenen Werkchens folgend, den gegenwärtigen Stand der Frage aufzuzeigen suche.

Den äußeren Anstoß zur Bearbeitung des Gegenstandes erhielt der den Lesern des Protestantenblattes keineswegs unbekannte Verfasser im vorigen Jahre durch D. Rade, den Herausgeber der „Christlichen Welt“. Nachdem dieser in zwei beachtenswerten Artikeln über „Protestantische und katholische Intoleranz auf Friedhöfen“

(Christliche Welt 1904, No. 35 und 36) im Hinblick auf den Famecker Friedhofstreit eine Reihe ähnlicher Fälle von Friedhofsverweigerung mitgeteilt und zur weiteren literarischen Behandlung der Frage, insbesondere zur sorgfältigen Sammlung und Registrierung des einschlägigen Materials aufgefordert hat (vgl. Christl. Welt 1904, No. 956 u. ö.), ist der Verfasser diesem Rufe nachgekommen, um sich der gestellten Aufgabe mit Fleiß und Geschick zu entledigen. Ein erquickliches Geschäft war es nicht, so bekennt Goes am Ende des ersten Abschnitts, der von der römischen Intoleranz auf Friedhöfen handelt, diese Fälle zu sammeln und sie als verschiedene Äußerungen eines dahinter liegenden Systems zu buchen. In der Tat wirkt die Lektüre dieses Abschnittes beschämend, ja erschütternd. Wir erfahren hier, daß der bekannte Famecker Friedhofsskandal mit seiner recht zweifelhaften Begründung durch das links vom Rhein noch geltende Dekret vom 23. Prairial XII. (worin gesonderte Abteilungen für Katholiken und Protestanten auf den kommunalen Friedhöfen gefordert werden) im Reichsland keineswegs einzig dasteht, vielmehr nur ein Glied bildet in einer fortlaufenden Kette von ähnlichen Fällen. Goes verzeichnet als Beispiele förmlicher Totenbeschimpfung: die Verweisung protestantischer Leichen in die Selbstmörderecke oder vor den Kirchhof, Störung evangelischer Begräbnisakte, Transport einer Leiche auf einem Bauernwagen, den ein die Pfeife rauchender Knecht in Hemdärmeln geleitet, endlich scheltende Reden von der Kanzel über den Teufel, der auf dem durch evangelische Tote „befleckten" Friedhof sein Wesen treibe usw., davon zu unterscheiden sind kleinliche Schikanen, wie das Verbot an Katholiken, evangelische Leichen zu tragen oder einem evangelischen Begräbnis beizuwohnen; Weigerung der Priester, einen „entweihten" Friedhof zu betreten oder ihn von einem evangelischen Geistlichen im Talar betreten zu lassen; Verweigerung des Bahrtuchs und des Glockenläutens, ja — Verstecken des Schlüssels zum Glockenturm! ferner die Weigerung, einen durch protestantische Tote verunreinigten Friedhof zu weihen, und als ultima ratio: Bann und Interdikt über ein solches „Aasfeld" (S. 33)! Am Schlusse dieser tief betrübenden Mitteilungen, die nach den einzelnen Ländern geordnet und überall mit genauer Quellenangabe versehen sind, hebt der Verfasser die bemerkenswerte Tatsache hervor, daß der Haupthaß jener römischen Fanatiker sich vorwiegend gegen den Staat richtet, ja, daß dieser fast noch mehr als der Protestantismus der eigentliche Feind ist, dem man offen Fehde ansagt und den Gehorsam kündigt. Auch da, wo die Friedhöfe kommunal sind oder klare gesetzliche Bestimmungen die Gleichheit aller im Tode verkündigen, sucht man das Gesetz zu umgehen, ja ein bayerischer Priester erklärt frischweg: er kenne die Bestimmungen der Verfassung (wonach auch den Protestanten das Recht auf Grabgeläute zukommt): aber die entgegenstehende Verfügung des erzbischöflichen Ordinariats „stehe ihm höher"(!), und ein anderer verfügt: „weltliche Bestimmungen kämen hier nicht in Betracht". (S. 19.)

Von diesen schlimmsten Früchten des römischen Fanatismus wendet sich dann Goes zur protestantischen Kirche, um seine Leser zu veranlassen, auch im eigenen Hause strenge Selbstkritik zu üben. Allerdings waren in diesem Abschnitt der betrübenden Fälle weit weniger zu verzeichnen. Aber schlimm genug und für ein evangelisches Gewissen doppelt empörend sind doch die Maßnahmen, die an einzelnen Orten von evangelischen Geistlichen gegen baptistische, methodistische oder freikirchliche Prediger gerichtet worden sind. Es ist unerträglich und verdient den schärfsten Protest, wenn solche Prediger vom Totengräber (!) im Auftrag eines evangelischen Geistlichen vom offenen Grabe weggeschoben werden, so daß peinliche Situationen entstehen (S. 46 ff.; vergl. auch Christl. Welt 1904, Nr. 35), oder wenn gar auf Hausfriedensbruch gegen sie geklagt wird! Solche Fälle zeigen nur, daß auch in der evangelischen Kirche der Katholizismus noch nicht ausgestorben ist.

Nachdem der Verfasser noch kurz einige Fälle interkonfessionell-kirchlicher Intoleranz besprochen hat, bei denen die kirchliche Bestattungsfeier — wie uns auch hier scheint, mit Unrecht — aus allgemein religiösen Erwägungen heraus verweigert worden ist oder werden sollte, wie bei Sozialdemokraten, Eingeäscherten, Selbstmördern und Freidenkern, kommt er auf die Intoleranz der weltlichen Instanzen zu sprechen, die besonders in katholischen Ländern oft genug mit unwürdigem Entgegenkommen gegen klerikale Wünsche verbunden ist und es den Dissidenten gegenüber oft an der nötigen Klarheit und Konsequenz fehlen läßt. Insbesondere da, wo die Friedhöfe noch nicht kommunal sind, können sich die Dissidenten einer übergroßen Zuvorkommenheit von seiten der staatlichen Instanzen keineswegs rühmen, wie die fast scherzhaft anmutende Nachricht aus Dresden vom Jahre 1898 bezeugt, wonach für das Gebet eines Baptistenpredigers am Grabe „wegen ausgedehnter Trostesworte" — 30 Mark Strafe angesetzt werden (S. 76). — In einem kürzeren II. Kapitel untersucht Goes die geschichtlichen und prinzipiellen Gründe, die die heutigen Konflikte verständlich machen. Ein geschichtlicher Rückblick weist nach, daß die älteste Form der Bestattungsfeier in der christlichen Kirche „als Ausdruck einer den Tod überdauernden Gemeinschaft" gegolten und sich erst allmählich zum „Heilsmittel für solche Tote, die als Glieder der Kirche gestorben waren", entwickelt hat. So wird die Verweigerung der kirchlichen Totenfeier zur Verweigerung eines Heilsmittels, zum „Totengericht in des Wortes verwegenster Bedeutung". Andererseits verfolgt der Staat, insbesondere seit der französischen Revolution, die Tendenz, die Beerdigung zu einer weltlichen Angelegenheit zu machen (weshalb auch die Friedhöfe jetzt nicht mehr als eigentliche „Kirchhöfe" um die Kirche herum, sondern außerhalb der Stadt angelegt worden) und jedem Bürger das Recht auf ein ehrliches Begräbnis zuzusprechen, — eine Anschauung, die dem Standpunkt des römischen Syllabus diametral gegenübersteht. Wenn dann der Verfasser im III. Kapitel „von der Notwendigkeit und Möglichkeit gesunderer Zustände" handelt und unter Hinweis auf einzelne Fälle, in denen katholische Priester eine „liebenswürdige Inkonsequenz" gezeigt oder die öffentliche Meinung ihrer Glaubensgenossen sich gegen sie erklärt oder weltliche Beamte sich korrekt benommen haben, die Hoffnung auf eine allseitige friedliche Lösung der Friedhofsfrage ausspricht, so scheint uns dieser Optimismus wenigstens der katholischen Kirche gegenüber heute nicht mehr am Platze zu sein. Zu deutlich zeigen doch die angeführten Fälle, daß man sich dort nicht einzelnen unfreundlichen Personen, sondern einem fest geschlossenen System gegenübersieht, für das die Toleranz auf diesem Gebiete nur einer Verleugnung des wichtigsten Grundsatzes der katholischen Kirche, des Grundsatzes ihrer Alleinberechtigung, gleichkommt, daß also solche Toleranz überall da, wo sie wirklich auftritt, leider mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen werden muß. Wo die katholische Kirche die Macht in den Händen hat, ist es sicherlich mit ihrer Toleranz zu Ende. Auf eine Weigerung katholischer Priester, dem römischen System in diesem Punkte Gehorsam zu leisten, wovon sich Goes Gutes verspricht, kann doch im Ernste nicht gehofft werden. Andererseits ist auch der evangelische Kirchenausschuß, an dessen Mithülfe (S. 137) appelliert wird, noch zu zarten Alters, als daß von dieser Seite her eine baldige durchgreifende Änderung der Sachlage erhofft werden könnte. Nein, wo eine Kirche als Staat im Staate auftritt, da bleibt nichts übrig, als daß der Staat ihr mit staatlichen Mitteln entgegentritt und den alten Kampf mit ihr — den Kampf des Mittelalters — entschlossen zu Ende führt. So ist es nur folgerichtig, wenn Goes im abschließenden IV. Kapitel („Was ist zu tun?") den Grundsatz der vollen Verweltlichung aller Friedhöfe mit wünschenswerter Deutlichkeit ausspricht. Für

jeden modern empfindenden Menschen, der über die Grenzpfähle seiner Konfession auch einmal auf die Entwicklung der allgemeinen Kulturverhältnisse hinausgeblickt hat, müßte dieser Grundsatz, hier wie bei der Zivilehe, eigentlich selbstverständlich sein. Der Präsident des Brandenburgischen Konsistoriums, Steinhausen, erklärt indessen dafür sorgen zu wollen, daß die Kirche die Trägerin des Begräbniswesens bleibe, und daß er den Bestrebungen, reine Kommunalbegräbnisplätze anzulegen, entschieden entgegentreten werde (S. 78). — Auch wenn man dieser rückständigen Auffassung nicht beistimmt, könnte man versucht sein, die Lösung der Frage so zu formulieren: Verstaatlichung des Friedhofs, aber Anlegung getrennter Abteilungen für die verschiedenen Konfessionen! Mit Recht verwirft Goes auch diesen an sich wünschenswerten Kompromiß als eine halbe Lösung, die „die verführerische Gelegenheit zu geistlichen Anmaßungen", Kollisionen u. dergl. nicht ausschließe. Oder hat Fameck nicht zur Genüge erwiesen, welche zweischneidige Waffe solch ein Gesetz in der Hand der jeweilig Herrschenden werden kann? So stimmen wir in der Forderung einer konsequenten Simultanmachung aller Friedhöfe dem Verfasser durchaus zu. Mit Recht schlägt Goes nicht nur das Begraben aller Toten, ohne Unterschied der Konfession, in einer Reihe, sondern auch die Herausarbeitung eines bürgerlich-menschlichen Friedhofaktes vor, der ganz wie die Zivilehe in der Tendenz der Entwicklung liege und um so wünschenswerter sei, als in großen Städten wie Berlin in manchen Kirchengemeinden die kirchliche Feier bei weniger als der Hälfte von Todesfällen verlangt werde. Es ist von Interesse, mit diesem Vorschlag einer bürgerlichen Beerdigungsfeier, der manches für sich hat, die Mitteilungen Koetsvelds über das Begräbnis auf reformierten Kirchengebiet zu vergleichen, die er in seinen ansprechenden „Skizzen aus dem Pfarrhause in Mastland" (Nr. 16 und 17), gegeben hat. Der Geistliche hält dort keine Beerdigungsfeier, wie denn alles Reden am Grabe noch im 17. Jahrhundert als ein „superstitioser Mißbrauch" (u. a. in Drenthe) völlig verboten und auch später als „papistische Nachäfferei" verpönt war. Die Gemeinde fühlt aber doch, daß bei dem Beerdigungsakt etwas fehlt, und so wird wenigstens bei dem folgenden Leichenschmaus ein besonderer „Bitter" bestellt, der ein langes und recht rührendes Gebet zu sprechen hat, während am Grabe nur den Leichenträgern und den Leidtragenden der Dank für ihre Beteiligung ausgesprochen wird. Der junge Geistliche, der solches zum erstenmale erlebt, ist über die nüchterne Art des ganzen Aktes empört und beschließt in Zukunft, am Grabe selber zu sprechen und zu beten, wobei ihm von dem greisen Dorfarzt guter Erfolg in Aussicht gestellt wird. — Auch heute noch dürfte bei uns auf dem Lande die Einführung bürgerlicher Beerdigungsfeiern vielfach an praktischen Schwierigkeiten, insbesondere an dem Fehlen geeigneter Redner, scheitern. In großen Städten dagegen ist sie als glückliche Lösung mancher schwierigen Fragen mit Freuden zu begrüßen. Es ist nicht nur der Wunsch nach Entlastung der Geistlichen, der das Eintreten der Laien auf diesem Gebiet erstrebenswert macht, sondern noch mehr die Tatsache, daß oft die Mitbürger eines Verstorbenen, Kollegen, Vorgesetzte, Vereinsvorstände, Verwandte u. dgl., infolge ihrer genaueren Kenntnis seines Charakters und seiner Lebensumstände, zur Grabrede mehr berufen sind als der Geistliche, der so manchen, den er beerdigen muß, im Leben nie gesehen hat und der oft trotz aller Bemühungen, näheres zu erfahren, über den wahren Charakter des Verstorbenen im Dunkel bleibt. Sofern bei derartigen Feiern, die im Hause oder auf dem (kommunalen!) Friedhof gehalten werden mögen, der jetzt oft nur künstlich erzeugte kirchliche Nimbus in Wegfall kommt, dürfte auch der vollen Wahrhaftigkeit in der Grabrede wieder ein größerer Spielraum eingeräumt werden als bisher. — Daß die bürgerliche Feier der kirchlichen in allen Fällen zur Seite gehen soll (wie bei der Ziviltrauung), kann natürlich nicht gefordert werden. Auch ist es wohl nicht Goes' Meinung, daß die bürgerliche Beerdigungsfeier die kirchliche ganz verdrängen soll. Es bleibt nur übrig, daß für beide ein fakultativer Gebrauch freigestellt wird, und in diesem Sinne ist der Vorschlag des Verfassers wohl der Beherzigung wert. —

Mit dem Gesagten konnten und sollten die gedankenreichen Ausführungen des Verfassers nicht erschöpft werden. Wer sich für kirchliche Fragen interessiert und die römische Politik in dieser Frage näher kennen lernen will, der muß die Schrift selbst zur Hand nehmen, die neben einem höchst wertvollen Beitrag zur neuesten Kirchengeschichte so beachtenswerte Winke zur rechten „praktischen Theologie" und zur Kirchenpolitik enthält. Eins wissen wird sich jeder evangelische Christ mit dem Verfasser in der Überzeugung, daß hierarchische Anmaßung und Streitsucht nirgends weniger hingehört als auf die Plätze, die uns vor andern den Frieden der Ewigkeit predigen sollen. Aber auch das ist aus der Schrift zu lernen, daß wir heute von diesem Zustand des Friedens noch weit entfernt sind, und daß unser evangelisches Gewissen wach bleiben muß, wenn wir nicht von neuem in die unwürdige Knechtschaft Roms geraten wollen. — Für den durchweg sachlichen, vornehmen und dabei warmen Ton des ganzen Werkes, der dem Verfasser auch die Zustimmung der bekannten „ängstlichen Gemüter" sichern wird, mag das schöne Schlußwort zeugen, das ich dem Leser nicht vorenthalten will: „Je bunter die Toten zusammengewürfelt erscheinen, ohne Rücksicht auf soziale Stellung und Konfession, um so mehr lernen wir auch — nicht bloß, daß der Tod alle gleich macht, sondern auch, daß vor der Majestät eines Gewaltigeren, dem selbst der Tod dienen muß, kein Ansehen der Person gilt, daß nicht die bürgerliche oder kirchliche Etikette entscheidet, die hier uns anhaftete, sondern das, was im Licht der Ewigkeit bleibt, die Gesinnung des Herzens und die Werke, die dem Toten nachfolgen." —

Dresden. Dr. Karl Kautzsch.

Vom Büchertisch.

Nonnemann, Friedrich. Das Gebet. Groß-Lichterfelde, Gebels Verlag. 1 ℳ.

Es steckt viel Gutes und Wahres in dem Büchlein, so anspruchslos es mit seinen 56 Seiten auch auftritt. Doch warum tut uns der Verfasser in seinem 5. Abschnitt etwas so wenig Erfreuliches an, wie seine auch im Zusammenhange ganz überflüssige Polemik gegen die moderne Theologie, bezw. gegen deren Vertreter Wernle? Nonnemann gehört doch selber gewiß zu den unseren, mindestens hat auch er, wenn auch unbewußt, manches und nicht wenig der bösen modernen Theologie zu verdanken, sodaß er sie doch etwas anders hätte benennen dürfen, als z. B. „Mißbrauch wissenschaftlicher Freiheit" „innerlich haltlos", „bloße Hypothesen" u. dergl. (S. 20). Abgesehen von dieser einzigen Trübung, wird dem Leser der erhebende Genuß nicht gestört. Wer Johannes Müller kennt, findet viel ihm verwandtes in N.'s Ausführung. Ein eigenartiges Zusammentreffen brachte mir übrigens fast mit gleicher Post N.'s Schrift und Müllers 3. Heft seiner „grünen Blätter", das den gleichen Gegenstand behandelt. Auch hierin manche direkte Parallele, — ein erfreuliches Zeichen für die Richtigkeit und Wahrheit der geschilderten Dinge.

Heidelberg-Handschuhsheim. Goldschmit.

Zur Schulreform in Bremen. Unter diesem Titel hat Herr J. H. Müller-Bremen bereits früher veröffentlichte Vorschläge in Broschürenform zusammengefaßt. Manch wertvolle Anregung ist diesem Reformplan zu entnehmen, im ganzen aber schießt er weit über das Ziel hinaus. Wir kommen eventuell noch einmal darauf zurück. Heute wollen wir nur das eine bemerken: es wird jetzt so viel geklagt wegen Überladung des religiösen Stoffplans, welche die Arbeit der Vertiefung so erschwere. Was sollte aber erst werden, wenn das ganze hier vorgeschlagene ethische Material in der Volksschule durchgearbeitet werden müßte. Daß das Reich Gottes „eine Gemeinschaft von bibelgläubigen (sic!) Christen" sein soll, „welche die ganze Menschheit umfassen soll", war uns vollständig neu.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt
Beilage Nr. 38.
Bremen Berlin.
16. September 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein. — Ein Kölner Gemeindeglied über Pfarrer Jatho. — Kirchentum. 2. Stück. — Nachrichten. — Anzeigen.

Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein.

XXI. Jahresversammlung in Eisenach am 26. und 27. September 1905. Montag, 25. September, abends 8 Uhr: Im Hotel Fürstenhof Konferenz des Zentralvorstandes. 8½ Uhr: Ebenda zwanglose Zusammenkunft der Festgäste (im Wintergarten). Dienstag, 26. September. Vormittags 9 Uhr: 2. Konferenz des Zentralvorstandes im Fürstenhof. Abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der Georgenkirche. Festpredigt: Oberhofprediger Kirchenrat D. Spinner aus Weimar. Abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung der Festgäste mit Damen im Fürstenhof (Wintergarten). Mittwoch, 27. September. Vormittags 8 Uhr: Im großen Saal des Fürstenhofes: Generalversammlung, geschäftlicher Teil. Vormittags 10 Uhr: Ebenda: Generalversammlung, öffentlicher Teil. 1. Eröffnung durch den Präsidenten Prediger D. Kind, Berlin. 2. Offizielle Begrüßungen. 3. Jahresbericht. 4. Vortrag des Dekan Professor D. Furrer aus Zürich über: „Das Christentum die einzige Weltreligion". Mittags ½2 Uhr: Fürstenhof: Gemeinschaftliches Mittagsessen (Gedeck 3 M. ohne Wein). Abends ½8 Uhr: Im großen Saale des Fürstenhofes: Familien-Abend unter Mitwirkung musikalischer Vereine. Vorträge: Der Herren Professor D. Nippold aus Jena, Pfarrer Munzinger aus Zweibrücken, Professor Schmiedel aus Eisenach. Donnerstag, 28. September. Vormittags: Ausflug nach der Wartburg. Anmeldungen und Wohnungsbestellung (Hotel oder Freiquartier) bei Herrn Kaufmann Schäfer, Eisenach, Karlstraße 28. — Festbureau: 26. und 27. Sept. im Hotel Großherzog von Sachsen, gegenüber dem Bahnhof.

Ein Kölner Gemeindeglied über Pfarrer Jatho.

Man ist gewohnt, das 19. Jahrhundert irreligiös zu schelten. Mit demselben Recht oder Unrecht aber könnte man es — wie tatsächlich vor kurzem in einem englischen Buche geschehen ist — als The religious century, als das religiöse Jahrhundert bezeichnen. Denn eins zum mindesten steht fest: noch nie seit den ersten christlichen Jahrhunderten hat sich das Interesse der Menschen in so leidenschaftlicher Weise auf die Person Jesu Christi konzentriert, wie während der letztvergangenen siebzig Jahre. Diese Bewegung aber ist heutzutage, wie wir Lebenden uns dankbar eingestehen dürfen, noch keineswegs auf ihrem Höhepunkt angelangt. Wem von uns es vergönnt sein wird, noch einige Jahrzehnte das Licht der Sonne zu schauen, der darf hoffen, Zeuge zu werden, daß das religiöse Bedürfnis gewaltig in die Tiefe und in die Breite wachse, und daß die Frage „was dünket euch um Jesus?" für eine stets wachsende Menge ernster Menschen zur Kardinalfrage ihrer Weltanschauung werde. Bewährte sich diese Zuversicht, so würde dem neuzeitlichen Idealismus, der längst im Stillen gegen die Tyrannei der materialistischen Geschichts- und Naturauffassung rüstet, das feste Fundament der Religiosität, ohne das er unfruchtbar bleiben müßte, nicht mangeln, und das 20. Jahrhundert würde vielleicht dereinst in der Tat für die Erinnerung der Menschen als ein im besonderen Sinne religiöses Jahrhundert fortleben.

Was jedoch der religiösen Bewegung unserer Tage vorläufig noch fehlt, und was sie sich doch notwendigerweise erobern muß, wenn anders sie nicht episodenhaft im Sande verlaufen soll, ist breite Volkstümlichkeit. Ihr Ursprung ist ein gelehrter, die moderne Theologie mit ihrer Bibelkritik und ihrer historischen Erforschung des Urchristentums haben sie hervorgerufen, so begann sie notwendigerweise mit Negationen und gewann ihre Anhänger naturgemäß zunächst fast ausschließlich unter den gebildeten Laien, denen sie schon einen unschätzbaren Dienst leistete, indem sie ihnen den Alb grobsinnlichen Wunderglaubens von der Brust nahm. Und doch war hiermit nur der erste Schritt getan. An die Stelle dessen, was man — ach, so gerne — abstreifte, weil es die innere Religiosität nur verkümmert hatte, mußte ein anderes, mußte ein Positives gesetzt werden, denn bloße Verneinung ist nimmermehr Religion. Ja, für den einfacher organisierten Sinn der großen Masse mag es sogar ohne weiteres gefährlich sein, wenn ihm die negativen Ergebnisse der theologischen Kritik nahe gebracht werden, ohne daß ihm gleichzeitig ein neues positives religiöses Ideal vor Augen trete, ohne daß für jeden morschen Stein, der aus dem alten Dogmengebäude der Kirche herausfällt, ein neuer fester Quader lebendigen Glaubens eingefügt würde.

Sicherlich ist die moderne Theologie am Werke, uns auch dies positive Seitenstück ihrer kritischen Arbeit zu schenken. Immer klarer, immer schöner und erhabener tritt uns, von ihrem gestaltenden Meißel belebt, das wahre Bild Jesu Christi aus der Nacht der Tradition entgegen, immer deutlicher erkennen wir aus ihren Schriften, daß gerade Jesu reines Menschentum, seine vollkommene Selbsterlösung für uns, seine geringeren Brüder, die Hoffnung eigener, wenn auch nur unvollkommener Selbsterlösung gewährleistet. Dennoch aber hat das geschriebene Wort, hat selbst der noch so populär gehaltene wissenschaftliche Vortrag kaum die Macht, das Positive des modernen Christentums den Massen so nahe zu bringen, daß daraus eine Wiedergeburt des religiösen Volkslebens selbst erwachsen könnte. Das vermag doch allein das Wort von der Kanzel und die Persönlichkeit des ganz hinter solchem Worte stehenden Geistlichen.

Die rheinische Landeskirche und insbesondere die evangelische Gemeinde Kölns ist in der glücklichen Lage, einen Geistlichen ihr eigen zu nennen, der seinen großen Einfluß, wie mich dünkt, vor allem dem Umstande verdankt, daß er, obgleich ganz auf dem Boden der modernen Bibelkritik stehend, dennoch ein hervorragend positiv gerichteter Geist und zugleich eine ungewöhnlich harmonische Persönlichkeit ist. Pfarrer Jathos religiöse Lehre ist diejenige der neuzeitlichen Theologie. Aber das würde nicht ausreichen, um zu erklären, warum allsonntäglich, wenn Jatho predigt, das Gotteshaus die Andächtigen nicht zu fassen vermag, während die im alten dogmatischen Geleise abrollenden Predigten seiner starrgläubigen Kölner Amtsbrüder vor spärlich besetzten Bänken stattfinden. Das ist nur möglich, weil Jathos Kanzeltätigkeit dem religiösen Bedürfnis seiner Zuhörer gerade diejenige Nahrung reicht,

die es braucht: keine Negation, sondern lauter Bejahung. Seine religiösen Antipoden sind die wahren Verneiner, sie schildern die Welt in überkommener Weise als das Jammertal der Sünde, durch dessen von allen Seiten drohenden Gefahren der Fuß des Frommen sich nur mühsam Bahn bricht, ihre Lehre von der hoffnungslosen natürlichen Verderbtheit aller menschlichen Kreatur kann nicht anders als tief deprimierend wirken, und ihr Hinweis auf eine übernatürliche, stellvertretende Erlösung birgt für das moderne Denken keine Überzeugungskraft und daher keinen Trost in sich. Jatho dagegen weiß, daß Religion nicht niederdrückende Furcht, sondern Erhebung und Freude bedeutet. So schreitet er, wie neulich treffend über ihn gesagt worden ist, „wie ein morgenfroher Wanderer durch die Weiten des Lebens, jedem Menschen, dem er begegnet, jeder Erscheinung, die sein Auge erschaut, bis ins Innerste lauschend, um Gold zu schürfen, das er als Meister für uns prägt". Ja, Gold will Jatho schürfen, nicht das Böse im Menschen sucht er mit unbarmherziger Sonde aufzuspüren, sondern den Keimen des Guten, Wahren und Edlen, wie jedes Menschenherz sie birgt, gräbt sein hochgesinnter Optimismus nach. So rührt er an das Beste in der Brust seiner Zuhörer, gibt ihnen Glauben an sich selbst und damit überhaupt erst die Möglichkeit des fruchtbaren Vorsatzes der Selbstläuterung und Selbsterlösung, als deren unerreichtes Vorbild er uns das vollendete Menschentum Jesu zeichnet. Und wie zeichnet er dies Bild! Nicht als den übernatürlichen Sohn Gottes der alten Dogmatik, ebensowenig aber als den jüdischen Rabbi eines Strauß oder Renan, sondern als die größte weltgeschichtliche Verkörperung rein menschlicher Persönlichkeit, die eben wegen dieser ihrer einzigen Größe ein Zeitloses, Absolutes geworden ist, die, falls sie heute unter uns lebte, dieselbe sein würde, wie vor 2000 Jahren, wenn sie auch sicherlich ihr Wirken in ganz andere Formen kleiden würde, als sie es damals getan. So wird uns Jesus durch Jathos Predigt wieder eine lebendige Kraft für unsere eigene Gegenwart, für unser persönliches Sein und Werden. Ein verständnisvoller Beobachter aller Erscheinungen der Zeit, weiß Jatho jede derselben in Beziehung zu unserer Religiösität zu setzen, ein inniger Freund der Natur lehrt er uns ihre Schönheit als göttliche Offenbarung begreifen, ein tiefer Kenner des Menschenherzens wird er nicht müde uns zu verkünden, daß wir göttlichen Geschlechtes seien, um uns durch solches Bewußtsein empor zu reißen über unser niedrigeres Selbst.

Es leuchtet ein, daß solche Predigt nur von einem Manne ausgehen kann, der sein eigenes Wesen längst zur schönen Harmonie einer abgeklärten Persönlichkeit entwickelt hat. Was Jatho predigt — diese Überzeugung gibt jedes seiner Kanzelworte dem Zuhörer — ist niemals etwas Nachgesprochenes, Anempfundenes, sondern beruht alles auf innerster Erfahrung, auf eigenstem Erleben an sich oder an anderen. Weil ihm nichts Menschliches fremd geblieben, darum ist er ein Vollmensch geworden, und nur darum vermag er seinen geistlichen Beruf in so eigenartig hohem Sinne zu erfüllen. Es muß ein wundervoller Friede sein, der in der Seele dieses Mannes wohnt: Das spürt ein jeder, der ihn sprechen hört und nach gleichem Frieden ringt. Doch nicht nur im Inneren Jathos lebt Friede. Auch sein ganzes Wirken nach außen ist trotz seines entschiedenen Lehrstandpunktes vom Geiste vollkommenen Friedens erfüllt. Inmitten einer ihm feindlich gegenüberstehenden Amtsgenossenschaft, im Zentrum des rheinischen Katholizismus und Ultramontanismus, bleibt Jathos Arbeit von weitherzigster Duldung gegen Andersdenkende getragen. Kein Wunder daher, wenn seine Predigtgemeinde sich auch vielfach aus eigentlich orthodoxen Kreisen rekrutiert, kein Wunder, wenn selbst Katholiken seine Gottesdienste besuchen. Was Jatho predigt, ist eben überkonfessionell, ist Ausdruck rein menschlicher, d. h. höchster Religiosität.

Soll ich noch von der Rolle sprechen, die Jatho als geistiger Mittelpunkt eines zwanglosen Kreises religiös angeregter gebildeter Laien in Köln spielt? Wer an den allmonatlichen Diskussionsabenden dieser Stimmungsgemeinschaft teilnehmen darf — und es darf jeder teilnehmen, der nicht bedingungslos auf die Fahne der Starrgläubigkeit eingeschworen ist — der weiß noch in besonderem Sinne um Jathos Wesen Bescheid. Nie versagt seine Bereitwilligkeit, wenn es sich darum handelt, ein Referat über eine brennende Frage der neueren Bibelforschung zu erhalten, und jedesmal ist reiche Belehrung der Lohn seiner Zuhörer. Aber schöner noch, weil ungehinderter und unmittelbarer, entfaltet sich seine Eigenart, wenn er in der Diskussion das Wort ergreift. Dann strömen ihm die Worte der Gottesweisheit und der Weltweisheit in oft wunderbarem Schwunge, begeistert und begeisternd, vom Munde; dann lauschen wir mit neuer Freude seinen Worten und jubeln ihm, wenn er geendet, Beifall; dann zwingt sich einem jeden von uns mit gesteigerter Kraft die Überzeugung auf, daß dieses Mannes Christentum die wahre und echte Nachfolge Christi sein müsse.

Von gegnerischer Seite ist Jatho der etwas hämische Rat erteilt worden, er möge doch mit seinen Anhängern aus der Landeskirche austreten, in die er nicht mehr hineingehöre, und meinethalben eine „freireligiöse" Gemeinde gründen, für deren finanzielle Fundierung seine reichen Kölner Gönner ja gewiß sorgen würden. Diese Zeilen sollen nicht schließen, ohne auszusprechen, daß die Hoffnung der Orthodoxie, Jatho und die Seinen aus der Kirche herausdrängen zu können, eine vergebliche ist. In der heiligen Überzeugung vielmehr, daß der Protestantismus das Prinzip des religiösen Fortschritts bedeutet, halten wir das moderne Christentum, wie Jatho es lehrt und lebt, und wie wir es verstehen, für den wahren evangelischen Glauben unserer Zeit. Und darum gehören wir in die evangelische Kirche und werden in ihr bleiben, um — auf Grund des allgemeinen Priestertums sind ja gottlob auch wir Nichttheologen dazu berufen — unter Führung von Männern wie Jatho für ihre Wiedergeburt zu kämpfen. Möge uns der Himmel viele solcher Führer schenken! Laicus.

Kirchentum.

2. Stück.

Was steht auf dem Spiele, wenn das Kirchentum siegreich ist?

Es will uns der Raum mangeln, die Gefahren für Volksleben, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Schule und Staatsleben aufzuweisen, das mag ein andermal geschehen. Heute und hier gilts hinzuweisen auf die Gefahren, die vom orthodox protestantischen Kirchentum der Frömmigkeit und der evangelischen Kirche drohen.

Ich habe eine Frau gekannt, eine Mutter, die in der Liebe zu den ihren sich verzehrte, die von sich nichts wußte und nur für die anderen lebte, mit tiefem Gemüt, mit treffsicherem Empfinden für das Rechte, — sie war evangelisch — und hat nnter dem Einfluß von Jugendeindrücken immer katholisch empfunden, sie liebte die evangelische Kirche nicht, die bot ihr, wie sie ist, garnichts. Während der Liturgie entdeckte sie ein vergrämtes Mütterchen und dachte an deren Kinder und Kindeskinder, während der Predigt rechnete sie auf Ersparnis oder bangte um das Mittagessen. Sie war nicht aufgeklärt, sie war nicht rechtgläubig, die Religion weiß, wo sie hingehört, das Kirchentum muß ratlos sein diesem Typus „frommes Weib" gegenüber!

Ich kenne einen Mann, wenn der seine Ansichten über die Bekenntnisse entwickelt, stehen jedem Positiven die Haare zu Berge, und jeder Führer der Orthodoxie hätte das Schema bereit:

Kategorie: Unglaube.
Schubfach: Pantheismus.

Unterabteilung: Leugnet die Sündhaftigkeit, fühlt sich nicht erlösungsbedürftig.

Mappe: Unrettbar.

Aber der Mann, ein reicher Mann, ein alter Mann, jedenfalls in einem Alter, in dem Pastoren im otium cum dignitate als emeriti ihre Pension verzehren und höchstens in den Sommerferien noch predigen, — der Mann arbeitet Tag und Nacht rastlos, er kennt keine Sommerreisen, ihm winkt kein Orden und keine Beförderung, Hunderte haben seine Unterstützung genossen, und keiner weiß davon, außer dem Einen, er und die allermeisten der Empfänger haben es längst vergessen, er lebt nur, schafft nur für andere, für sein Volk, für die Ideen, die er für wahr erkannt. Die Religion weiß, wo dieser Mann hingehört, Christus auch, obgleich er ihn selten in seinen irdischen Kirchen erbaut gesehen hat, die bieten ihm nur in ganz einzelnen Fällen etwas — aber das Kirchentum, es kann nicht anders: Anathema sit! Denn das Kirchentum fordert die Anerkennung der ewigen Gültigkeit und damit die Aneignung der in den Bekenntnissen festgelegten Glaubensanschauungen, das Bekenntnis muß mein Bekenntnis, die Kirchenlehre meine Glaubensanschauung sein, der Mensch muß in der Religion leben und erleben, wie die Bekenntnisse es vorschreiben, ja als Hausvater soll er etwa durch Katechismus und Andacht diesen Kirchenglauben als seinen eigenen den Seinen weitergeben und lieb machen.

D. Rittel-Leipzig hat auf der Hohensteiner Pastoralkonferenz im Königreich Sachsen Thesen über Lehrfreiheit aufgestellt, die dort allerdings deplaziert waren und, obgleich D. Rittel orthodox ist, wegen ihrer Weitherzigkeit abgelehnt wurden. In diesen Thesen heißt es:

„Es lassen sich innerhalb des Protestantismus nach Idee und Geschichte Typen vorstellen (Luther, Calvin, Zwingli, Schleiermacher, Ritschl usw.)"

Diese Typen haben nicht Menschen, sondern Gott hat sie geprägt mit Naturanlage, Begabung, Entwicklungsgeschichte, Milieu, Beruf, Lebenserfahrungen, in die er die einzelnen Menschen hineinstellt. Diese Typen bergen sich im römischen Kirchentum unter den losen Maschen der geforderten fides implicita, da dem Priester Kenntnis und Verantwortung der Kirchenlehre zugeschoben wird, die vorgeschriebenen Kirchenwerke geübt werden und in der Stille ein eigentümliches Frömmigkeitsleben sein kann, das Kirchentum läßt diese Typen im Bewußtsein der Macht seines Kircheninstituts gewähren, aber es läßt sie darben und verkümmern, das protestantische Kirchentum muß sie mit dem engen Netz seiner Forderung persönlicher, aufrichtiger Aneignung des Bekenntnisses erwürgen oder sie müssen sich ihm entziehen — unter den Himmel.

Was bleibt aber dann übrig von der protestantischen Kirche? Eine Sekte, die ihre Anhänger durch pietistische Sitte von der sie umgebenden Welt abschließt. In der Kirchenluft und unter der Kirchenbeleuchtung mag wohl jenes, ein wirklich persönliches Glaubensleben erwachsen (und das soll unverachtet sein), das sich dann restlos in den Bekenntnissen wiederfindet. Alles eigenständige Denk- und Triebleben aber, alles Weltleben mit seinem Lachen und Weinen, Fragen und Zweifeln, mit Tanz und Spiel, mit Daseinsfreude und Daseinskampf wird illegitimiert.

Nun kann der Pastor gehen! rief nach einer Weihnachtsbescherung im Irrenhause einer der Internierten, als der Weihnachtspunsch auf den Tische kam. Ob diese Rede nur im Irrenhause umgeht? „Sie gehen als Pastor ins Theater? in den Zirkus?" „Ja, verzeihen Sie, Sie sind doch auch hier?" — „Aber das ist ja ganz etwas anderes!" Die pietistische Auffassung ist unserem Volke ins Blut gegangen, nur daß der Laie sich dispensiert und den Pfarrer stellvertretend ihr genug tun läßt. Volk und Pfarrer und Volk und Kirche sind im Protestantismus auseinandergeraten, viel weiter als es im Katholizismus geschehen ist. Diese Trennung ist das Geheimnis der Unpopularität und mangelhaften Wirksamkeit unserer Kirche. Sie trägt schon sektenhafte Züge vom Kirchentum her, das sein Bekenntnis durchsetzen will, indem es das Volksleben in pietistische Sitte einspinnen möchte.

Wir sehen die Zeit kommen, da Bildung und Eigenleben die aufsteigende Masse des Volkes immer mehr differenziert, da noch vielmehr und ganz neue Typen der Frömmigkeit sich offenbaren werden. Will die protestantische Kirche in solcher Zeit wirklich Trägerin und Pflegerin der Religion sein, — und wer sollte es denn sein an ihrer Stelle? — so wird sie diese Mannigfaltigkeit der Typen nicht nur ertragen, nein, sie tragen und fördern müssen. Nur eine unendlich bewegliche Kirche kann im modernen Volk Volkskirche sein kann mit ihm Fühlung haben, kann von ihm geliebt werden, weil nur sie das Volk in allen Schichten und Ständen und Persönlichkeiten verstehen und pflegen kann. So können in der protestantischen Kirche die Vertreter des Kirchentums ein Typus sein, sie dürfen niemals der eine einzige Typus werden. Jene anderen Typen haben Recht und Freiheit in der Kirche, sie sollen legitime Glieder sein, sie haben ein Anrecht auf Liebe und Pflege, darum müssen für sie anerkannte und freiwirkende Richtungen und Pastoren sein, die sie verstehen und in ihrer Eigenart anerkennen, die so allein die Möglichkeit haben, ihre Frömmigkeit zu vertiefen und auszugestalten, die die Verbindung herstellen auch mit den dem Kirchentum Fernstehenden und ihnen die Achtung predigen für Andersgesinnte.

Hier also setzt die Arbeit des Deutschen Protestantenvereins ein, der „eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesamten Kulturentwicklung unserer Zeit auf dem Grunde des evangelischen Christentums" will. Er will in der Kirche der Kirche den Dienst leisten, der persönlichen Frömmigkeit ihr Recht und der Kirche ihre Wirksamkeit auf alle Glieder des Volkes erhalten, nicht zu Beherrschung des Volkes, sondern zu seiner Durchdringung mit religiösem Leben. Damit wird er freilich zum Anwalt und Vertreter nicht nur der kirchlichen Freigesinnten, sondern auch der kirchlich Lauen, der der Kirche Entfremdeten, ja um der Machtstellung des Kirchentums in ihr, allen der Kirche Feindlichen. Aber er muß handeln, wie er handelt, aus seinem Glauben an die Macht der Religion über alle Menschen, an die Pflicht der protestantischen Kirchen diesen „Allen" gegenüber, an das Recht dieser Aller in der Kirche, ihn zwingt das Wort: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen!

Aber wird die Kirche da nicht zum Sprechsaal? Wird nicht Willkür und Zügellosigkeit in ihr herrschen? Ob dieses wirklich kommen muß, im dritten Stück.

Nachrichten.

Der Deutsche Protestantenverein hat durch seinen Aufruf, wie uns vom Vorstand mitgeteilt wird, erfreulich an Mitgliederzahl zugenommen. Der Vorstand richtet an seine Zweigvereine die Aufforderung, in diesem Winter Diskussionsabende einzurichten. Für den 10. Oktober beruft der Verein eine Sitzung seines ständigen Ausschusses und eine solche seiner 1. Sektion (Kirchenverfassung und Kirchenpolitik) nach Berlin. (Ausführliches Programm in nächster Nummer.) Die Debatte von Braunschweig über „Die protestantische Lehrfreiheit" wird fortgesetzt, nach einleitenden Referaten von Herrn Stadtsyndikus Weise-Berlin und Pastor Baars-Vegesack. Das Referat D. Graues ist in den „Protestantischen Monatsheften" erschienen und als Seperatabdruck zum Preise von 50 Pfg. (Verlag C. A. Schwetschke u. Sohn) von jeder Buchhandlung und von der Zentralstelle für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59, Hasenheide 59, portofrei zu beziehen. — In Fortsetzung der Verhandlungen der gleichen Sektion auf dem XXII. Deutschen Protestantentage in Berlin über das kirchliche Frauenstimmrecht (der Vortrag von Fräulein Martha Zietz ist erschienen bei Carl Schünemann-Bremen und in Nr. 43 und 44, Jahrg. 1904, des „Protestantenblattes") werden Fräulein Helene Lange-Berlin und Herr Pfarrer Gebhardt-Berlin eine Debatte einleiten über: Welche Schritte müssen getan werden 1. um das kirchliche Wahlrecht der Frau zu erreichen und 2. um dasselbe vorzubereiten.

Werbeexemplare des Protestantenblattes

Für Zuweisung von Abonnenten sind wir unseren Lesern sehr dankbar. Probenummern für Werbezwecke liefern wir auf Bestellung in jeder Zahl gratis.

Redaktion und Verlag.

Deutsches Reichsblatt
und
Deutscher Bauernfreund
27. Jahrgang 1905.

Diese streng liberale Wochenschrift ist besonders stark verbreitet in den Provinzen Pommern, Sachsen, Brandenburg, Posen, Schlesien, Westpreussen, Mecklenburg etc.

Erscheint jeden Sonnabend. Abonnementspreis **50** Pfg. pro Vierteljahr.

Anzeigen kosten die Petitzeile **30** Pfg., in der Handelszeitung **60** Pfg., im Reklameteil **60** Pfg.

Verlag und Expedition:
F. Sommer,
Berlin W. 35, Steglitzerstr. 81.

Im Verlag von F. Sommer, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 81, ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Orient und Occident.

Zehn Aufsätze von
Dr. Ph. Kroner.
Preis 1.— Mk.

Das Werkchen, im Dienst der Humanität und der Aufklärung, wird von den namhaftesten Blättern den Gebildeten jeder Partei wärmstens empfohlen.

Gegen Einsendung von Mk. 1.10 erfolgt franko Zusendung.

Die Protestantischen Monatshefte,

die als Neue Folge der vor einem halben Jahrhundert begründeten Protestantischen Kirchenzeitung von 1897—1902 in Georg Reimers Verlag erschienen, sind jetzt in unsern Verlag übergegangen. Der Preis ist halbjährlich 4 Mark bei einem Heftumfang von durchschnittlich 2½ Bogen.

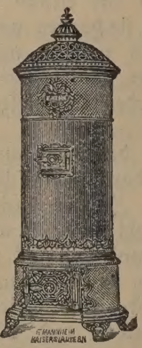
Die Protestantischen Monatshefte werden herausgegeben und redigiert von Dr. theol. Julius Websky in Berlin. Ihr Arbeitsprogramm umfaßt das Gesamtgebiet der Theologie. Die bisher erschienenen 7 Jahrgänge der Protestantischen Monatshefte haben in Aufsätzen und Literaturberichten ebenso einer wahrhaft theologisch- (nicht einseitig philologisch) wissenschaftlichen Förderung der historisch-kritischen Untersuchungen im Gebiete der exegetischen und historischen Theologie wie der Förderung einer wissenschaftlichen theologischen Systematik (Religionsphilosophie, Dogmatik) zu dienen gesucht, aber darüber die praktische Theologie einschließlich des Kirchenrechts und der kirchlichen Kunst nicht vernachlässigt, wie Aufsätze von W. Bahnsen, H. Bassermann, R. Ehlers, A. Hasenclever, H. Holtzmann, P. Kirmß, P. Mehlhorn und Th. Woltersdorf zeigen.

Die Protestantischen Monatshefte werden sich auch fernerhin bemühen, über die Kreise der Fachgenossen hinaus solchen nichttheologischen Lesern, die ein ernsthaftes Interesse an protestantischer Theologie haben, verständlich und nützlich zu bleiben.

Indem wir allen bisherigen Freunden der „Protestantischen Monatshefte" für ihr Interesse danken, bitten wir noch weiter dafür zu werben. Probehefte stellt die Verlagshandlung jederzeit gern zur Verfügung, sie ist auch für sonstige Vorschläge zur Einführung des Blattes stets dankbar.

Henn's
pat. Kirchenöfen.
Gleichmässige Erwärmung.
Heizkraft von 1000—2000 Kbm.

Monatelang auf Probe!



In allen Teilen Deutschlands im Gebrauch!

E. Henn, Ofenfabrik,
Kaiserslautern, Rheinpfalz.

Harmonium- und Pianohaus.

Das Pastorenversandhaus „Nordisches Musikhaus" in Flensburg **garantiert** für tonlich und baulich edelste und beste Instrumente; kleinste Preise; franko Sendung.

Kataloge gratis.

Ein Teil des evtl. Gewinns fällt an die Heidenmission.

Inhaber
S. C. Simonsen, Pastor a. D.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Dr. O. Beeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. Mk. 0.80.

„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Gott segne es dem, der einem schwer herzkranken Pastor durch Gewährung von 500 Mk. zu 5 pCt. eine Nauheim-Kur ermöglicht.

Offerten unter P. B. 37 an die Expedition dieses Blattes.

Probenummern des „Protestantenblattes" werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Die Expedition.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.